Kneipentexte



Klaus Laermann: Kneipengerede – Zu einigen Verkehrsformen der Berliner „linken“ Subkultur

Karl Marx: Konspirationen, compagnonnage

Mina Knanewi: Das Verschmelzen von Assimilitäten

Clemens Schittko: Kneipengedicht

Inhalt

Erschienen im März 2024
www.magazinredaktion.tk/kneipentexte.php

Kneipengerede – Zu einigen Verkehrsformen der Berliner „linken“ Subkultur.

I

In Westberlin hat sich seit einigen Jahren eine in Europa einmalige „linke“ Kneipenkultur entwickelt. Keine der großen europäischen Städte, weder Amsterdam, noch Rom oder London, und auch keine westdeutsche Universitätsstadt, weder München, noch Heidelberg oder Düsseldorf, kennt etwas Vergleichbares.

Das kann seinen Grund nicht allein darin haben, daß die Linke in Berlin zahlenmäßig stärker ist als anderswo, daß hier Läden relativ billig zu mieten sind und daß es keine Polizeistunde gibt. Auch daß man aus Berlin nicht schnell mal raus kann, kein Hinterland als Naherholungsgebiet zur Verfügung hat und also auf Fluchtpunkte in der Stadt angewiesen ist, kann als Begründung für diese Entwicklung nicht ausreichen.

Auffallend ist vielmehr, daß die Ausbreitung der Kneipenkultur einhergeht mit dem Niedergang der Studentenbewegung. Gab es 1968 nur den heute fast legendären „Schotten“, in dem man sich nach den großen Demonstrationen und Teach-ins traf, so ist die Zahl der „linken“ Kneipen auch von Kennern der Szene heute kaum mehr zu schätzen. Sie muß weit über Hundert liegen.

Die Kneipe hat seit der Zeit der Studentenbewegung die Verkehrsformen der Berliner Subkultur mindestens so stark geprägt wie die politischen Gruppen und die Wohngemeinschaften. Sie ist zu einer Institution geworden, die (weil sie als solche nicht gilt) ihre normative Kraft unbemerkt entfaltet. In ihr verkehrt das politische Reservoir der vielfach zersplitterten Linken, aber es ist höchst fraglich, ob sie selbst links ist.

Immerhin wird sie von manchen so genannt. Sie reden von „linken Kneipen“, ohne zu sehen, wieviel Unpolitisches oder manifest Reaktionäres sie in eine solche Bezeichnung miteinschließen. Recht aber haben sie zumindest darin, daß die mit der Studentenbewegung entwickelten Verkehrsformen der Neuen Linken, ihre Spontaneität, ihre Freundlichkeit und ihre Toleranz Abweichungen gegenüber, das Verhalten der Leute Kneipen entscheidend bestimmt haben. Mittlerweile in den jedoch ist es schwer zu unterscheiden, wie weit die Linke, die einst diese Mode prägte, nicht selbst zur Mode geworden ist.

II

Wer eine der vielen Kneipen der Berliner Subkultur betritt, ist zunächst irritiert durch eine gewisse Unübersichtlichkeit des Raumes. Denn er kann nicht, wie es in Gaststätten sonst oft möglich ist, von

der Eingangstür aus mit einem Blick sehen, wer da ist, sondern er muß, um das festzustellen, erst einmal in die Kneipe hineingehen. Aber er wird für diese leichte Irritation dadurch entschädigt, daß er nicht die bei „bürgerlichen“ Lokalen übliche Schwellenangst überwinden muß. Er empfindet nicht das leise Zögern vor dem leeren Raum, den er durchqueren muß, um sich einen Platz zu suchen, während er von allen Seiten angestarrt wird. Er geht entweder rückwärts wieder raus oder er ist gleich mitten drin. Denn es gibt in der Kneipe keinen „leeren“ Raum, und wenn es ihn gibt, ist er nicht die scheinbar unüberwindliche Distanz, mit der der Bürger sich in der Öffentlichkeit vor seinesgleichen und dem Rest der Menschheit schützt.

Charakteristisch für die Kneipe ist vielmehr eine gewisse Enge, ein Platzmangel, der es nötig macht, daß immer einige Gäste stehen müssen. Wird diese Enge nicht zumindest stundenweise erreicht, ist eine Kneipe nicht mehr „in“, wirkt langweilig und verödet. Es gibt meist Sitzplätze, aber keine Sitzordnung, die die einzelnen Tische deutlich voneinander trennt.

Wer allein ins Restaurant geht, setzt sich allein an einen Tisch und bleibt allein. Wer dagegen allein in die Kneipe kommt, setzt sich entweder zu anderen, die er kennt beziehungsweise kennenlernen möchte, oder er steht irgendwo herum, bis er jemanden gefunden hat, mit dem er sich eine Weile unterhalten kann.

Wie bei anderen Gaststätten ist die Theke der zentrale Ort innerhalb der Kneipe. Sie nimmt meist ein Viertel des ganzen Raumes ein. Im Unterschied zu anderen Lokalen aber muß, wer in der Kneipe steht, nicht unbedingt an der Theke stehen. Vor ihr bildet sich oft eine zweite und dritte Reihe aus Gästen, die in kleineren Gruppen miteinander reden, sich dann wieder anderen in anderen Teilen des Raumes zuwenden oder sich entfernen. Es herrscht ein so hohes Maß an Mobilität, daß man den Eindruck gewinnt, der ganze Raum der Kneipe sei zur Theke geworden. Kaum jemand von denen, die stehen, hat einen festen Platz, sondern jeder wechselt mehrmals seinen Standort.

Der hohen Mobilität innerhalb der Kneipe entspricht eine große Fluktuation der Gäste. Wenige nur kommen, um bestimmte Leute zu treffen, mit denen sie verabredet sind; die meisten schauen einfach mal rein und wollen eben nur allgemein „Leute“ treffen. Passen ihnen die, die da sind, nicht, gehen sie in die nächste Kneipe. Denn ihnen ist es weniger wichtig, daß sie jederzeit kommen können, als daß sie jederzeit wieder gehen können.

Die Zusammensetzung der Gäste variiert zwischen den einzelnen Kneipen. Obwohl sie insgesamt erstaunlich homogen ist, hat jede von ihnen gegenüber jeder anderen leicht veränderte Standards. Sie werden durch das Kneipenpersonal gesetzt. Es entscheidet zwar bei den relativ selten auftretenden Tätlichkeiten über ein Hausverbot für bestimmte Gäste, aber es nimmt seine Selektionsfunktion zumeist wirksamer dadurch wahr, daß es sich mit einigen Gästen, die dann auch häufiger kommen, auf kürzere Gespräche einläßt und mit den übrigen nur das Nötigste redet. Dadurch hat jede Kneipe neben der Laufkundschaft ihre Stammkunden.

Mit dem Altern der „linken“ Subkultur haben sich in Westberlin zwei Arten von

Kneipen herausgebildet. Es gibt eine billigere für die 18- bis 25jährigen, die in der Regel unverheiratet sind, und eine teurere für die 25- bis 35jährigen, die über gehobenere Ansprüche bzw. mehr Geld verfügen und meist so aussehen, als seien sie bereits geschieden. Oft ist diese zweite Art von Kneipen von Leuten eingerichtet worden, die mit der ersten soviel Geld verdient haben, daß sie es vor dem Finanzamt in Sicherheit bringen mußten. Es sollen, einem Branchengerücht zufolge, unlängst für ein Lokal, das allerdings in erster Linie als Touristenfalle dient, 750 000 DM aufgewendet worden sein.

Am Altern der Subkultur und an der beschriebenen Zweiteilung des Kneipenmilieus läßt sich ein weiteres Charakteristikum der Berliner Szene ablesen. Offenbar ist es wichtig, daß nicht nur die Gäste nach Alter, sozialer Herkunft und finanziellem Status relativ homogen sind, sondern daß auch die Kneipenbesitzer nicht wesentlich älter sind als die Gäste und aus den gleichen Gesellschaftsschichten stammen. Das erleichtert es ihnen, so zu tun, als seien sie im Grunde gar keine Kneipiers, sondern nur Gastgeber. Richtig daran ist, daß sie durchweg keine Profis aus dem Hotel- und Gaststättengewerbe sind; vielfach handelt es sich bei ihnen um Studienabbrecher oder um Leute, die aus Überdruß ihren Beruf an den Nagel gehängt haben. Aber der Eindruck der Solidarität mit den Gästen, den sie zu erwecken suchen, trügt.

Verlassen kann man sich auf ihn eher bei den „Zappern" und „Schleppern". Denn die sind zumeist ehemalige Gäste ohne feste Anstellungsverträge, denen oft von einem Tag auf den anderen gekündigt werden kann. Das erhöht ihre Bereitschaft, sich mit den Gästen gegen den Kneipier zu solidarisieren. Gerade dieses Moment der Selbstrekrutierung des Kneipenpersonals aus der Kneipe trägt wesentlich zu dem diffusen Gemeinschaftsgefühl bei, das in ihr herrscht. Es setzt die Kneipe durch eine scheinbar minimale Fiktion gegen die Außenwelt ab und verwischt jeden Gedanken an einen Dienstleistungsbetrieb.

Eine ähnliche Funktion fällt auch dem Mobiliar zu. Fast ausschließlich handelt es sich bei ihm um Trödel oder aufgemöbelten Sperrmüll. Jeder Anschein von Modernität und Glätte der Formen wird vermieden. Alles Funktionale ist streng verpönt. Das ironische Zitat des Omaplüsch, den man insgeheim verachtet, dient dazu, den Raum der Kneipe der Gegenwart zu entziehen, ihn nostalgisch gegen das zu immunisieren, was draußen geschieht.

III

Was treibt Tausende von Leuten Abend für Abend an einen Ort, an dem sie sicher sein können, andere zu treffen, bei denen sie nicht sicher sind, ob sie sie eigentlich treffen wollen? Sie wollen offenbar nicht allein Alkohol trinken, sondern vor allem Alkohol nicht allein trinken. Wichtiger als das Verlangen zu trinken scheint ihnen ein diffuses Bedürfnis nach Kontakt und Kommunikation zu sein oder vielleicht sogar ein bestimmtes Bedürfnis nach diffusem Kontakt und nach diffuser Kommunikation.

Alkohol spielt für dieses Bedürfnis nur insofern eine Rolle, als er es unterstützt und fördert. Wäre Alkoholgenuß das pri-

märe Ziel der Kneipenbesucher, könnten sie ebensogut zuhause trinken. Das aber scheinen sie nicht zu wollen. Ihr ungezieltes Kommunikationsbedürfnis sperrt sich gegen die einsame Sucht eines Bettkantensuffs. In den Kneipen trinken sie eher mäßig, gerade soviel, daß sie einen Teil ihrer sozialen Hemmungen verlieren und in der Lage sind, sich anderen ohne Angst vor Sanktionen zu nähern und sich selbst so darzustellen, wie sie gern gesehen werden möchten.

Die Kneipe ist für sie ein besonderer sozialer Ort. Wie kein anderer bietet sie jedem die Chance, unumwunden und übergangslos mit jedem (und natürlich auch: jeder) ein Gespräch zu beginnen. Wer in die Kneipe geht, will sich unterhalten oder unterhalten lassen. Die Schwelle der Ansprechbarkeit liegt in ihr niedriger als außerhalb. Dort ist zumeist ein Dritter nötig, über den eine gewisse Verbindlichkeit der gegenseitigen Anrede sich herstellen muß, damit ein Gespräch entsteht. In der Kneipe dagegen genügt bereits das Miteinander in dem einen Raum, um eine Unterhaltung mit Fremden zu beginnen. Denn die Kneipe wird als bergender und schützender Raum empfunden. Als solcher hält sie eine schwer bestimmbare Mitte zwischen Gruppe und Einsamkeit. Wer in die Kneipe geht, kann sich einer Gruppe zugehörig fühlen, die sich ad hoc herstellt und nicht näher bestimmt wird, oder er kann sich allein fühlen. Meist aber wird er beides zugleich empfinden. Und gerade dieses Gefühl des Alleinseins in einer undefiniert gehaltenen Gruppe Gleichaltriger scheint die gegenwärtige Attraktion von Kneipen in der Berliner Subkultur auszumachen. Wer sich in ihnen aufhält, befindet sich zugleich *in* einer Gruppe und *außerhalb*; er hat das Gefühl, irgendwie dazuzugehören, ohne deswegen behaftbar zu sein. Denn er hat weder der Gruppe noch irgendeinem ihrer Mitglieder gegenüber eine Verpflichtung oder Verantwortung. Im Gegenteil! Er kann gehen, wann es ihm paßt, und er kann zu einem beliebigen Zeitpunkt wiederkommen, ohne den Fortbestand der Gruppe zu gefährden. Sie wird weiter für ihn da sein, wenn nicht hier und mit diesen Leuten, dann eben anderswo und in anderer



Typische linke Kneipenszene während des Ausnahmezustands 2020ff

Zusammensetzung. Also kann er sich einbilden, daß in der Kneipe endlich einmal nicht die Gruppe über ihn, sondern daß er über die Gruppe verfügt.

Der Schein dieser negativen Freiheit, die darin besteht, sich einer Gruppe jederzeit entziehen zu können, findet sein Gegenstück in dem Schein einer positiven Zusammengehörigkeit der Kneipenbesucher. Er verleiht den meisten Kneipen etwas Männerbündisches. Frauen, die allein kommen, sind in ihnen anders als in manchen „bürgerlichen" Lokalen zwar prinzipiell zugelassen, aber die Gäste verhalten sich ihnen gegenüber kaum anders als die Bürger.

Der Schein männerbündischer Zusammengehörigkeit verstärkt die Empfindung der Kneipe als eines bergenden und schützenden Raumes und hebt sie kaum merklich aus dem Alltag hervor. Sie gleicht darin dem Raum eines Festes, bei dem man sich, weil eben alle zugleich Anwesenden als Gäste geladen sind, in dem sicheren Gefühl bewegt, an jeden das Wort richten zu dürfen, ohne eine Zurückweisung zu erfahren.

Hat der Kneipenbesuch in dieser Beziehung etwas von einem Fest, so wird in der Subkultur umgekehrt das Fest der Kneipe immer ähnlicher. Längst kommen zu Berliner Parties nicht mehr nur die Freunde derer, die man eingeladen hat (während die Eingeladenen häufig genug, ohne abzusagen, gar nicht erscheinen), es kommen vielmehr überwiegend Leute, die weder die Gastbeger noch irgendeinen der Gäste kennen und von der betreffenden Party bloß jemanden haben reden hören. Auf solchen Parties reicht die Kneipe unmittelbar in die Wohnung hinein. An ihnen zeigt sich ihre normative Kraft. Denn fast könnte es scheinen, als gebe es in den geselligen Verkehrsformen der „linken" Berliner Subkultur kein Mittleres mehr zwischen ihr und der Isoliertheit der Pärchen und Einzelnen. Die Kneipe scheint die Party überholt zu haben.

Betuchtere Gastgeber der Westberliner Schickeria, die die Angleichung der Party an die Kneipe zu spüren scheinen und es leid sind, den Unterschied beider beim Aufräumen am Morgen nach einer Party an ihrer Wohnung mühsam wieder deutlich werden zu lassen, ziehen daraus die Konsequenz. Sie verlegen ihre Parties in Kneipen, die sie gegen Garantie eines Mindestumsatzes für einen Abend mieten.

Diese Form der Flucht aus der Wohnung in die Kneipe stellt ein Extrem des normalen Kneipenbesuchs dar. Denn auch der hat fast stets etwas von einer Flucht. Wer als Intellektueller in die Kneipe geht, tut das nur selten in dem Gefühl, sein Tagewerk getan zu haben und sich vor der wohlverdienten Ruhe einen Schluck genehmigen zu dürfen. Er flieht vielmehr in der Regel vor Ansprüchen, die er meint, nicht erfüllt zu haben oder erfüllen zu können; er sieht sich einem Leistungsdruck ausgesetzt, dem er sich in dem Gefühl entzieht, daß ohnehin keine Leistung ihn von diesem Druck würde befreien können. Die langen Handlungsketten intellektueller Arbeit erfordern einen Befriedigungsaufschub, dem er sich nicht gewachsen fühlt. Schier unabschließbar scheint da jedes Vorhaben. Der zwanghafte Arbeitswille, der dazu nötig ist, es abzuschließen, läßt keine Unterbrechung der Arbeitszeit zu. Doch gerade darum wird sie immer häufiger unterbrochen.

Während es vielen unmöglich scheint, sich zu einem Spaziergang oder zu einer Einladung Tage vorher zu verabreden, weil sie meinen, auch und gerade dann arbeiten zu müssen, macht es ihnen nichts aus, abends stundenlang in der Kneipe zu hocken. Gegen den Zwang zum Aufschub von Befriedigungen, der durch die vermeintliche Unabschließbarkeit intellektueller Arbeit ständig verstärkt wird, setzt sich bei ihnen unabweisbar und in immer kürzeren Abständen ein spontanes Bedürfnis nach Wärme und Anerkennung durch. Es will nicht mehr die eine, durch den Abschluß einer einsam vorangetriebenen Arbeit bestimmte Befriedigung, sondern eine unbestimmte Befriedigung durch diffusen Kontakt und zufällige Kommunikation. Wer es verspürt, will mit anderen nicht auf Festen zusammentreffen, zu denen umfangreiche Vorbereitungen erforderlich wären, sondern umweglos und direkt. Der zwanghaften Ritualisierung seiner intellektuellen Arbeit will er in einer weitgehend entritualisierten Freizeit entgehen.
Die Kneipe kommt ihm in dieser Erwartung entgegen. Denn sie erscheint ihm als eine Art Dauerparty.

IV

Der einzige Unterschied zwischen Party und Kneipe, der sich erhalten hat, besteht darin, daß in den Kneipen nicht getanzt wird. Die Beziehungen zwischen den Geschlechtern aber sind bei beiden ähnlich. Auch wer in die Kneipe geht, möchte jemanden kennenlernen, ist immer irgendwie auf der Suche, möchte verführt werden oder verführen.

Bezeichnend für die Verkehrsformen der Kneipe ist indes, wie diese Wünsche zum Ausdruck gebracht werden. Werden sie, was zuweilen vorkommt, offen artikuliert, ist die Antwort stets ablehnend; sie bleiben also uneingestanden und werden oft nur verdeckt, oder sogar durch ihr Gegenteil ausgedrückt. Symptomatisch ist das folgende Gespräch, bei dem sich ein Mann mit einer Frau unterhielt, auf die er es abgesehen hatte:
Frau: Du, ich hab das nicht drauf, du, ich bring das einfach nicht, ich bring das echt nicht mehr, diese ganze Beziehungsscheiße. Ich flippe da aus.
Mann: Du, ich meine, das kann ich ja verstehen. Aber obwohl mir das alles nicht so wichtig ist, gibt‘s Momente, da sind mir die Knie echt weich geworden. Auch jetzt noch.
Frau: Quatsch, Mensch! Entweder ist das nur Bumsen, reine Mechanik, oder die Typen verkrampfen sich gleich und meinen, es sei große Liebe und so. Aber so‘n Mitteldung ...
Mann: Ja, so‘n einfaches Zusammensein wäre dufte, ohne diese ganzen blöden Ansprüche.
Frau: Du, das glaube ich auch, du, aber wo gibt‘s das schon. Ich kenne nur Männer, die ficken, ficken und immer nur ficken und immer stupider dabei werden.
Mann: Klar, und ich kenne fast nur Frauen, wo ich durchweg sagen kann, alles Scheiße, wo ich‘s leid bin, offen zu sprechen.
Frau: Du, das mußt du lernen, damit zurecht zu kommen, das ist nun mal so.
Mann: Weißt du, da hab ich keinen Bock zu. –

Die Chance, mit fast jeder Frau in einer Kneipe ein Gespräch beginnen zu können, bringt den Mann in eine schwierige Lage. Er ist zwar an der Frau interessiert, aber er kann nicht offen um sie werben. Dabei würde er Gefahr laufen, sich lächerlich zu machen. Er kann sie, streng genommen, nicht einmal ansprechen; denn was er ihr sagt, betrifft ja nicht eigentlich sie, sondern bleibt allgemein. Er scheitert an der Chance der Nähe, die sich ihm bietet; denn diese Nähe verkehrt sich ihm in Distanz.

Aber auch die Frau ist in einer schwierigen Lage. Sie weiß, daß sie in der Kneipe von allen möglichen Leuten angesprochen wird, die was von ihr wollen und die ihr gleichgültig sind. In diesem Fall ist sie ihrer Sache nicht sicher. Daher testet sie die Situation. Sie tut das, indem sie sich einem Anspruch entzieht, der noch gar nicht formuliert ist. Sie entwertet, was der Mann nicht gesagt hat, aber ihrer Meinung nach sagen müßte, wenn sie ihm nicht zuvorkommt. Sie redet, um ihn zunächst von sich fernzuhalten, von einer Nähe, die er selbst noch in weiter Ferne sieht. Sie unterläuft gleichsam die Nähe, die die Kneipe bietet und aus der sich ein Gespräch entwickeln könnte, indem sie diese Nähe abwertend als Intimität definiert und zurückweist. Damit läßt sie dem Mann nur die Wahl, sich deutlicher um sie zu bemühen oder ihrer generellen Abwertung von Liebesbeziehungen zuzustimmen. In beiden Fällen hält sie sich also die Möglichkeit offen, das Gespräch abzubrechen.

Charakteristisch für die Geschlechterspannung in der Kommunikationsstruktur der Kneipen ist nun aber, daß sie das weder tut noch tun will. Denn sie ist ja an diesem Mann durchaus nicht uninteressiert. Nur kann sie ihm das sowenig sagen wie er ihr, ohne sich ihrerseits der Gefahr auszusetzen, lächerlich gemacht zu werden oder unglaubhaft zu wirken. Sie muß also dem entgegenhandeln, was sie sagt. Das tut sie, indem sie das Gespräch fortsetzt. Allein damit gibt sie dem Mann zu verstehen, daß er ihr nicht gleichgültig ist. Mit ihren nächsten Worten entwertet sie diese Andeutung jedoch bereits wieder. Denn sie stellt ihn, der mit dem Eingeständnis, daß ihm manchmal die Knie zittern, fast schon zu weit gegangen ist, vor eine Alternative. Er kann sich, so legt sie ihm nahe, entweder für eine bloß sinnliche oder für eine rein zärtliche Liebe entscheiden. Beides aber verwirft sie. Damit macht sie ihm die Entscheidung unmöglich, vor die sie ihn gestellt hat. Sie läßt ihm jedoch eine dritte Möglichkeit, die er ergreift und als einfaches Zusammensein definiert. Sobald er sich indessen darauf eingelassen hat, sie zu befürworten, entwertet sie sie ebenfalls.

An diesem Punkt nimmt das Gespräch eine andere Wendung. Die Frau geht dazu über, ihre Ablehnung sexueller Sinnlichkeit scheinbar unumwunden zu äußern. Ihre rüde Sprache aber täuscht über das hinweg, was sie sagen will. Denn sie möchte den Mann endlich dazu bringen, zu ihr und von sich zu sprechen. Sie will ihn zu einer Äußerung provozieren, aus der hervorgeht, was er von ihr will. Sie erwartet eine wie immer geartete Liebeserklärung, aber sie flüchtet in die allgemeine Darstellung des Gegenteils. Sie meint,

ihm dadurch den Weg zu verlegen und ihn in die von ihr gewünschte Richtung zu drängen. Aber gerade wegen ihrer drastischen Ausdrucksweise weigert er sich, ihre Beziehung zueinander versuchsweise zu definieren. Er wiederholt vielmehr nur symmetrisch ihre Äußerung. Das kann sie nun zwar als eine Zustimmung zu dem auffassen, was sie gesagt hat, nicht jedoch als Zustimmung zu dem, was sie gewollt hat. Die Beziehung zwischen beiden bleibt vollkommen ungeklärt, und das Gespräch bricht daraufhin ab.

V

Die es geführt haben, sind einem Schema gefolgt, das für die Kommunikation in Kneipen charakteristisch ist. Ohne es zu wissen oder zu wollen, haben sie sich den Bedingungen der Gesprächsführung unterworfen, die unabhängig von ihnen die in den Kneipen mögliche Kommunikation strukturieren. Gerade weil die vorgängige Festlegung von Kommunikationsmustern an diesem Gespräch besonders kraß zutage tritt, lassen sich manche seiner Strukturelemente verallgemeinern. Auffällig ist allgemein zunächst eine gewisse Vertraulichkeit zwischen den Kneipenbesuchern. Ihren deutlichsten Ausdruck findet sie darin, daß man sich duzt, ohne sich zu kennen. Würde einer darauf bestehen, mit „Sie" angesprochen zu werden, würde er sich „unmöglich" machen. Man fände das „bürgerlich". Nun ist aber der unterschiedslose Gebrauch des „Du" allen gegenüber nicht ohne weiteres das Gegenteil. Denn die Art, in der Arbeiter es untereinander verwenden, unterscheidet sich vom Sprachgebrauch der „linken" Subkultur, die die Arbeiter nachahmt. Zwar lebt auch das „Du" in der Arbeitersprache vom Gegensatz zum „Sie", das „denen da oben" vorbehalten bleibt, aber ihm fehlt das Moment von veranstalteter Vertraulichkeit, das in der Subkultur mit ihm evoziert wird. Wenn Arbeiter sich duzen, verbinden sie damit keinen emotionalen Anspruch, sondern bringen ihre objektive Lage zum Ausdruck, die sie zu enger Kooperation und Solidarität zwingt. In der Sprache der „linken" Subkultur aber scheint ein diffuses Zärtlichkeitsbedürfnis für den Gebrauch des „Du" verantwortlich zu sein. Ihm haften weit eher als bei den Arbeitern regressive Züge an. Sie werden vor allem an seiner häufigen Wiederholung deutlich. „Du, weißt du, ich bring das nicht, du, ich bring das echt nicht mehr." Die wiederholte Verwendung des Personalpronomens als Vokativ erheischt immer erneute Aufmerksamkeit und Zuwendung seitens des Angesprochenen. Das läßt darauf schließen, daß das global gebrauchte „Du" der Intimität keineswegs sicher ist, die es herstellen möchte und behauptet. Denn die diffuse Zärtlichkeit, die sich in ihm ausdrückt, nutzt sich durch seinen gleichförmigen Gebrauch allen gegenüber ab. „Du" ist eben jeder und keiner.

Das aber hat Folgen für die Kommunikationsformen der Subkultur. Denn das „Du" erschwert die Möglichkeit, den anderen als einen bestimmten anderen anzuerkennen. Charakteristisch ist, daß es häufig einen Namen ersetzt, den man entweder nicht weiß oder sich nicht hat merken können. Es schafft jene vertrauliche

Anonymität, die der diffusen Zärtlichkeit entspricht, und errichtet damit zugleich eine dem ersten Blick kaum erkennbare Distanzschranke. Als gleichförmig allen zugesprochenes Personalpronomen verdeckt es die Namen der Gesprächsteilnehmer und täuscht sie darüber hinweg, daß sie sich gegenseitig im Dialog nicht identifizieren. Es scheint, als sei es ihnen genug, wechselseitig füreinander „Du" zu sein, ohne sich gegenseitig als ein bestimmtes „Du" anerkennen oder ablehnen zu müssen.

An dem zitierten Gespräch tritt gerade dieser Aspekt mit besonderer Deutlichkeit hervor. Die beiden, die sich da unterhalten, sprechen zwar zueinander, aber nicht eigentlich miteinander. Obwohl sie sich duzen, werden sie nicht „persönlich". Sie vermeiden Sätze, die (performativ) ihre Beziehung verbalisieren, während sie (in Sätzen propositionalen Gehalts) ständig über mögliche Formen von Beziehungen reden (vgl. zu dieser Unterscheidung: J. Habermas „Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz" in: J. Habermas, N. Luhmann, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, Frankfurt 1971, S. 104 f.). Man könnte nun einwenden, sie seien eben einfach verklemmt. Das wäre gewiß richtig, wenn nicht der eigentümliche Zwang der Situation eines Kneipengesprächs für die besondere Form ihrer Kommunikation zumindest mitverantwortlich wäre.

Inwiefern aber handelt es sich um einen Zwang? In der Kneipe, so scheint es doch, kann man alles sagen. Viele halten sie für einen Ort, an dem man ungezwungen und frei reden kann. Manchem gar mag sie als Vorwegnahme einer „idealen Sprechsituation" erscheinen. Denn in ihr ergibt sich augenscheinlich eine zwanglose „Kommunikationsstruktur", aufgrund derer „für alle möglichen Beteiligten eine symmetrische Verteilung der Chancen, Sprechakte zu wählen und auszuüben, gegeben ist." Es besteht in ihr „nicht nur prinzipielle Austauschbarkeit der Dialogrollen, sondern eine effektive Gleichheit der Chancen bei der Wahrnehmung von Dialogrollen" (Habermas, a.a.O., S. 137). In der Kneipe kann also potentiell nicht nur jeder mit jedem (und jeder) reden, sondern es gibt in ihr keine Statusunterschiede, die es etwa einzelnen oder einer Gruppe von Gästen erlauben würden, andere zu fragen oder etwas zu behaupten, ohne selbst nach dem gefragt werden zu können, was sie behaupten. In ihr ließe sich das schöne Modell einer herrschaftsfreien Diskussion noch am ehesten für realisierbar halten, wenn sie nicht gerade in einem entscheidenden Punkt dessen Karikatur wäre.

In der Kneipe findet nämlich keineswegs eine freie Diskussion statt, sondern in gewissem Sinn eine Befreiung von der Diskussion. Es gilt in ihr nicht der „zwanglose Zwang des besseren Argumentes" (a.a.O., S. 137), sondern gerade der Verzicht auf einen Argumentationszwang.

Denn die sich abends in den Kneipen versammeln, machen tagtäglich die Erfahrung, daß Argumentationen auch im scheinbar zwanglosen Diskurs von Seminaren oder politischen Gruppen trotz des Ziels der Wahrheitsfindung, dem sie dienen, in ihrem Ergebnis nicht zu trennen sind von Chancen des Statuserwerbs und

Prestiges. Der Argumentationszwang, dem alle vernünftige Diskussion sich unterwirft, impliziert die Notwendigkeit, in den jeweiligen Gruppen Position zu beziehen. Und das empfinden sie als ungemein belastend. Unabhängig von jeder Sachhaltigkeit ist eine Diskussion für sie ein Kampf um Anerkennung. – „Das ist mein Problem, deshalb habe ich auch jetzt noch Artikulationsschwierigkeiten und kann mich überhaupt nicht ausdrücken, weil ich schon Angst habe, wenn ich den Mund aufmache, lachen gleich alle" (Louise in: „Die Sache der Frauen", *Kursbuch 35*, S. 91). – Auch der „zwanglose Zwang des besseren Argumentes" erzeugt den Zwang, besser zu argumentieren. Nur trieb- und geschlechtslose, angstfreie und gutsituierte transzendentale Schattenwesen würden ihn als solchen nicht empfinden. Und worüber sollten die eigentlich noch reden?

Für den, der in die Kneipe geht, ist die Sprache weniger ein Mittel der Wahrheitsfindung als der gegenseitigen Anerkennung. Tagsüber leidet darunter, daß unterm Zwang der Diskursivität die Wahrheit jeweils er nur einer auszusprechen scheint, während die anderen schweigend dasitzen. Gut, er kann zustimmen oder widersprechen, aber von einer bestimmten Größe der jeweiligen Gruppe an hat er dazu eine immer geringer werdende Chance. In der Kneipe dagegen kommt er jederzeit zu Wort; denn dort reden beinahe alle gleichzeitig. Der diskursive Argumentationszwang ist in ihr zwar nicht vollkommen beseitigt, aber er ist zugunsten eines allgemeinen Bedürfnisses nach Anerkennung weitgehend neutralisiert. In der Kneipe verbindet sich weit weniger Statusunsicherheit mit der Geltung von Argumenten als außerhalb. Denn das Kneipengespräch ist von Interaktionszwängen entlastet, die eine bestimmte Rollenverteilung in einer Gruppe erforderlich machen. Es ermöglicht damit jene prinzipielle und gleichzeitige Anerkennung aller Beteiligten, die als Ursache der diffusen Wärme und Vertraulichkeit anzusehen ist, die in den Kneipen herrscht.

Der Preis dieser Anerkennung indes ist hoch. Sie wird bezahlt mit einer spezifischen Einschränkung der Kommunikation, die aus der Globalisierung der Anerkennung selbst sich entwickelt. Es müssen nämlich, um sie aufrechtzuerhalten, bestimmte schwer wahrnehmbare Distanzschranken zwischen den Gesprächsteilnehmern errichtet werden. So darf man, um einige zu nennen, zwar ausgiebig von sich selbst erzählen, aber nicht anderen gegenüber „persönlich werden". Man darf ihnen weder etwas befehlen, noch darf man ihnen allzuviel Fragen stellen. Man darf die Kompetenz eines jeden, sich über praktisch alles zu äußern, nur ironisch, nicht aber kategorisch in Zweifel ziehen. Allzu heftigen Widerspruch muß man vermeiden, denn er stellt die insgeheim erwartete Tendenz zur Übereinstimmung aller am Gespräch Beteiligten in Frage und löst, wie jede nachhaltige Verletzung der Distanzschranken, Aggressionen aus. Vor allem aber kann man keine Gesprächsstrategie wählen, die ein gemeinsames Handeln außerhalb der Kneipe zum Ziel hat. Zwar ist es möglich, mit Leuten, die man kaum kennt, über allgemeine Handlungsnormen zu reden,

nicht aber über etwas, das man in einem bestimmten, zeitlich fixierbaren Handlungshorizont gemeinsam auszuführen plant. Man ist meist eher befremdet, jemanden, den man in der Kneipe gesprochen hat, anderen Tags wiederzutreffen. Selten wird er einen grüßen, noch seltener wird er einen einladen, ihn zuhause zu besuchen. Denn die Wohnung bleibt von der Kneipe kategorisch getrennt.

Daß gegenseitige Anerkennung, Vertraulichkeit und Wärme gerade durch Distanzierung gewährleistet werden, macht das zentrale Paradox der Kneipengespräche aus. Die Nähe, die sich in ihnen herstellen läßt, ermöglicht, wie das zitierte Gespräch gezeigt hat, nicht ohne weiteres eine Annäherung, sondern kann sie gerade erschweren. Je niedriger die Distanzschranken in der Kommunikation sind, desto mehr muß an ihnen festgehalten werden, um die handlungsferne Solidarität gegenseitiger Anerkennung nicht zu gefährden. Gefährdet erscheint sie offenbar durch jede über den Rahmen der Kneipe hinausgehende Verbindlichkeit, die sich zwischen den Gästen herstellt; denn idiosynkratisch verteidigen sie die Folgenlosigkeit ihrer Gespräche. Niemand darf eine gewisse Schwelle der Ernsthaftigkeit überschreiten, ohne Gefahr zu laufen, von jemandem unterbrochen zu werden, der zuvor an dem Gespräch nicht teilgenommen hat.

Nichts wäre in der Kneipe verpönter als eine terminologische Rede. Sie wird sofort mit Sanktionen belegt; denn sie reklamiert innerhalb der Kneipe eine Fachkompetenz, die nur außerhalb gelten darf, weil sie das egalitäre System wechselseitiger Anerkennung sprengen würde. Zudem verfügen viele Kneipenbesucher über die Erfahrung, daß die terminologisch überfrachtete Sprache auch der „linken" Wissenschaften ihnen nicht weiterhilft, weil sie selbst in dieser Sprache nicht vorkommen. Sie verbannen sie daher aus der Kneipe und verwenden allenfalls einzelne plakativ eingesetzte Modebegriffe.

Manche bilden eine regelrechte Zweisprachigkeit aus. Während sie in politischen Gruppen, im Studium oder Beruf terminologisch leidlich differenziert argumentieren, verwenden sie nebenher und unabhängig davon zur Formulierung ihrer vorwissenschaftlichen Alltagserfahrung eine vollständig andere Sprache. Sie steht unter einem emotionalen Überdruck und ist von Stereotypen durchsetzt. Es ist eine Wegwerfsprache, in der individuelle Erfahrung sowenig zu Wort kommt wie in der terminologischen. Die sie verwenden, nennen sich gegenseitig „dufte (oder miese) Typen" und die Mädchen, nach denen sie unentwegt suchen, „Bräute" oder „Tanten", Sie unterliegen einem Zwang, jede Aussage mit einer gesteigerten Bewertung zu versehen, und finden fast alles entweder „Scheiße" oder „Schau". Der emotionale Überdruck, der in dem Bewertungszwang zutagetritt, zeigt an, wie sehr diese Sprache der bloßen Entlastung dient. Als unterminologische, emotional aufgeladene Sprache eines Teils der Subkultur besitzt sie hohen Identifikationswert. Denn sie entlastet vom Argumentationszwang der Hochsprache und der versachlichten Fachsprachen. Auch die Wegwerfsprache ist in erster Linie Medium gegenseitiger Anerkennung.

VI

Was nun ist „links" an den Kneipen der Berliner Subkultur? Eigentlich nichts, so will es erscheinen, außer daß sie gelegentlich noch so genannt werden. Nach manchen der bisher gegebenen Bestimmungen sind von kleinbürgerlichen Gaststätten schwer zu unterscheiden. Und doch wäre es falsch, einfach zu behaupten, die von Beginn an kleinbürgerliche Studentenrevolte habe in Berlin mit der Ausbreitung der Kneipen zu sich selbst gefunden.

Offenbar hat mit dem Prozeß der Fraktionierung und Dogmatisierung großer Teile der Linken, der nach dem Ende der Studentenbewegung eingesetzt hat, ein Bedürfnis keine Befriedigung mehr gefunden, das die Studentenbewegung, wo sie reale Bewegung war, geweckt und befriedigt hat. Es ist das Bedürfnis nach freier sprachlicher Selbstdarstellung der vielen zuvor stummen Einzelnen, das sich gegen den Zwang einer autoritätsgelenkten Diskussion der Wenigen durchsetzte. Jeder machte damals die Erfahrung, nicht mehr nur Stimmvieh zu sein, sondern etwas zu sagen zu haben. Für viele war die Studentenbewegung eine Flucht aus der Sprachlosigkeit. Sie erfuhren an sich selbst, daß sie, ohne Sanktionen befürchten oder verhängen zu müssen, mit anderen sprechen konnten.

In den Kneipen der Berliner Subkultur überlebt (in freilich verkümmerter Form) ein Rest dieser Erfahrung. In ihnen werden nach wie vor Kommunikations- und Kontaktbedürfnisse deutlich, die viele politisch arbeitende Gruppen nicht wahrnehmen. Denn die Kneipe ist zwieschlächtig in ihrer Erscheinungsweise und Wirkung. Wie andere Institutionen der Subkultur vereinigt sie regressive mit emanzipatorischen Momenten. Gewiß, sie ist der soziale Ort des Geredes. Aber sich über das Gerede zu erheben, ist von der platonischen Ablehnung der „doxa" bis zu Heideggers Theorie des Man Kennzeichen elitärer Arroganz. Obwohl politische Gespräche in der Kneipe selten geworden sind, trägt sie auf eine schwer zu bestimmende Weise zur Politisierung mancher vielleicht mehr bei als politische Gespräche. Die nämlich werden außerhalb der Kneipe oft nur mit vor Wut zitternder Stimme geführt, als gelte es, jemanden für persönlich begangenes Unrecht zur Rede zu stellen. Die Kneipe dagegen läßt jedem die Chance, ohne Angst vor Sanktionen zu Wort zu kommen. Sie befreit ihn von dem bei vielen öffentlichen Diskussionen erworbenen Gefühl, sich ohne ein komplett möbliertes sozialistisches Bewußtsein mit Zentralheizung und Warmwasser zu nichts äußern zu können. Das allein muß nicht unbedingt, aber es kann politisierend wirken. Denn es gibt ihm die Möglichkeit, versuchsweise Positionen einzunehmen, die von der eigenen Erfahrung nicht allzuweit entfernt sind. Und mit der hat es jede gelingende Politisierung zu tun.

Auch jeder Gang in die Kneipe ist eine Flucht aus der Sprachlosigkeit. Insofern hat die Kneipe den minimalen Wiedererkennungswert einer verblaßten Utopie.

Klaus Laermann

Konspirationen, compagnonnage

[Man kennt die Neigung der romanischen Völker zu Verschwörungen und die Rolle, die die Verschwörungen in der modernen spanischen, italienischen und französischen Geschichte gespielt haben. Nach den Niederlagen der spanischen und italienischen Verschwörer im Anfang der zwanziger Jahre wurden Lyon und namentlich Paris die Zentren der revolutionären Verbindungen. ... Es ist bekannt, wie bis 1830 die liberalen Bourgeois an der Spitze der Verschwörungen gegen die Restauration standen. Nach der Julirevolution trat die republikanische Bourgeoisie an ihre Stelle; das Proletariat, schon unter der Restauration zum Konspirieren erzogen, trat in dem Maße in den Vordergrund, worin die republikanischen Bourgeois durch die vergeblichen Straßenkämpfe von den Konspirationen zurückgeschreckt wurden. … Diese Konspirationen umfaßten natürlich nie die große Masse des Pariser Proletariats. Sie beschränkten sich auf eine verhältnismäßig kleine, stets schwankende Zahl von Mitgliedern, die teils aus alten, stationären, von jeder geheimen Gesellschaft ihrer Nachfolgerin regelmäßig überlieferten Verschwörern, teils aus neu angeworbenen Arbeitern bestand.

Unter diesen alten Verschwörern schildert Chenu fast ausschließlich nur die Klasse, zu der er selbst gehört: die *Konspirateurs von Profession*.] Mit der Ausbildung der proletarischen Konspirationen trat das Bedürfniß der Theilung der Arbeit ein; die Mitglieder theilten sich in Gelegenheitsver schwörer, conspirateurs d'occasion, d.h. Arbeiter, die die Verschwörung nur neben ihrer sonstigen Beschäftigung betrieben, nur die Zusammen künfte besuchten und sich bereit hielten, auf den Befehl der Chefs am Sammelplatz zu erscheinen, und in Konspirateure von Profession, die ihre ganze Thätigkeit der Verschwörung widmeten und von ihr lebten ... Die Lebensstellung dieser Klasse bedingt schon von vornherein ihren ganzen Karakter. Die proletarische Konspiration bietet ihnen natürlich nur sehr beschränkte und unsichere Existenzmittel. Sie sind daher fortwährend gezwungen, die Kassen der Verschwörung anzugreifen. Manche von ihnen kommen auch direkt in Kollisionen mit der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt und figuriren mit mehr oder weniger Anstand vor den Zuchtpolizeigerichten. Ihre schwankende, im Einzelnen mehr vom Zufall als von ihrer Thätigkeit abhängige Existenz, ihr regelloses Leben, dessen einzig fixe Stationen die Kneipen der marchands de vin <Schankwirte, Weinhändler> sind – die Rendezvoushäuser der Verschworenen – ihre unvermeidlichen Bekanntschaften mit allerlei zweideutigen Leuten rangiren sie in jenen Lebenskreis, den man in Paris la boheme nennt. Diese demokratischen Bohemiens proletarischen Ursprungs [– es gibt auch

eine demokratische Boheme bürgerlichen Ursprungs, die demokratischen Bummler und piliers d'estaminet <Kneipenstammgäste> –] sind also entweder Arbeiter, die ihre Arbeit aufgegeben haben und dadurch lüderlich geworden sind, oder Subjekte, die aus dem Lumpenproletariat hervorgehen und alle lüderlichen Gewohnheiten dieser Klasse in ihre neue Existenz übertragen. [Man begreift, wie unter diesen Umständen fast in jeden Konspirationsprozeß ein paar repris de justice <Vorbestrafte> sich verwickelt finden.]

... Das ganze Leben dieser Verschwörer von Profession trägt den ausgeprägtesten Karakter der Boheme. Werbunteroffiziere der Verschwörung, ziehen sie von Kneipe zu Kneipe, fühlen den Arbeitern den Puls, suchen ihre Leute heraus, locken sie in die Verschwörung hinein, und lassen entweder die Gesellschaftskasse oder den neuen Freund die Kosten der dabei unvermeidlichen Konsumtion von Wein tragen. Der Kneipwirth ist überhaupt ihr eigentlicher Herbergsvater. Bei ihm hält der Verschwörer sich meistens auf; hier hat er seine Rendezvous mit seinen Kollegen, mit den Leuten seiner Sektion, mit den Anzuwerbenden; hier endlich finden die geheimen Zusammenkünfte der Sektionen (Gruppen) und Sektionschefs statt. Der Konspirateur, ohnehin, wie alle Pariser Proletarier, sehr heiterer Natur, entwickelt sich in dieser ununterbrochenen Kneipenatmosphäre bald zum vollständigsten Bambocheur <Zechbruder>. Der finstere Verschwörer, der in den geheimen Sitzungen eine spartanische Tugendsirenge an den Tag legt, thaut plötzlich auf und verwandelt sich in einen überall bekannten Stammgast, der den Wein und das weibliche Geschlecht sehr wohl zu schätzen weiß. Dieser Kneipenhumor wird noch erhöht durch die fortwährenden Gefahren, denen der Konspirateur ausgesetzt ist; jeden Augenblick kann er auf die Barrikade gerufen werden und dort fallen, auf jedem Schritt und Tritt legt ihm die Polizei Schlingen, die ihn ins Gefänghiß oder gar auf die Galeeren bringen können [Solche Gefahren machen eben den Reiz des Handwerks aus; je größer die Unsicherheit, desto mehr beeilt sich der Verschwörer, den Genuß des Moments festzuhalten.] Zugleich macht ihn die Gewohnheit der Gefahr im höchsten Grade gleichgiltig gegen Leben und Freiheit. Im Gefängniß ist er zu Hause, wie beim Kneipwirth. Jeden Tag erwartet er Befehl zum Losbruch. Die verzweifelte Tollkühnheit, die in jeder Pariser Insurrektion hervortritt, wird gerade durch diese alten

Verschwörer von Profession, die hommes de coups de main <Männer des Handstreichs> , hereingebracht. Sie sind es, die die ersten Barrikaden aufwerfen und kommandiren, die den Widerstand organisiren, die Plünderung der Waffenläden, die Wegnahme der Waffen und Munition aus den Häusern leiten, und mitten im Aufstand jene verwegenen Handstreiche ausführen, die die Regierungspartei so oft in Verwirrung bringen. Mit einem Wort, sie sind die Offiziere der Insurrektion.
Es versteht sich, daß diese Konspirateurs sich nicht darauf beschränken, das revolutionäre Proletariat überhaupt zu organisiren. Ihr Geschäft besteht darin, dem revolutionären Entwicklungsprozeß vorzugreifen, ihn künstlich zur Krise zu treiben, eine Revolution aus dem Stegreif, ohne die Bedingungen einer Revolution zu machen. Die einzige Bedingung der Revolution ist für sie die hinreichende Organisation ihrer Verschwörung. Sie sind die Alchymisten der Revolution und theilen ganz die Ideenzerrüttung und die Bornirtheit in fixen Vorstellungen der früheren Alchymisten. Sie werfen sich auf Erfin dungen, die revolutionäre Wunder verrichten sollen; Brandbomben, Zerstörungsmaschinen von magischer Wirkung, Erneuten, die um so wunder thätiger und überraschender wirken sollen, je weniger sie einen rationellen Grund haben. Mit solcher Projektenmacherei beschäftigt, haben sie keinen andern Zweck als den nächsten des Umsturzes der bestehenden Regierung und verachten auf‘s tiefste die mehr theoretische Aufklärung der Arbeiter über ihre Klasseninteressen. Daher ihr nicht proletarischer, sondern plebejischer



Aerger über die habits noirs <Befrackten, schwarzen Röcke>, die mehr oder minder gebildeten Leute, die diese Seite der Bewegung vertreten, von denen sie aber, als von den offiziellen Repräsentanten der Partei, sich nie ganz unabhängig machen können. Die habits noirs müssen ihnen von Zeit zu Zeit auch als Geldquelle dienen. Es versteht sich übrigens, daß die Konspirateurs der Entwicklung der revolutionären Partei mit oder wider Willen folgen müssen.
Der Hauptkarakterzug im Leben der Konspirateurs ist ihr Kampf mit der Polizei, zu der sie gerade dasselbe Verhältniß haben, wie die Diebe und Prostituirten. [Die Polizei toleriert die Verschwörungen, und zwar nicht bloß als ein notwendiges Übel: Sie toleriert sie als leicht zu überwachende Zentren, in denen sich die gewaltsamsten revolutionären Elemente der Gesellschaft zusammenfinden, als Werkstätten der Emeute, die in Frankreich ein

ebenso notwendiges Regierungsmittel geworden ist wie die Polizei selbst, und endlich als Rekrutierungsplatz für ihre eignen politischen Mouchards. Grade wie die brauchbarsten Spitzbubenfänger, die Vidocq und Konsorten, aus der Klasse der höheren und niederen Gauner, der Diebe, escrocs <Betrüger> und falschen Bankeruttiers genommen werden und oft wieder in ihr altes Handwerk zurückfallen, geradeso rekrutiert sich die niedere politische Polizei aus den Konspirateurs von Profession. Die Verschwörer behalten unaufhörlich Fühlung mit der Polizei, sie kommen jeden Augenblick in Kollision mit ihr; sie jagen auf die Mouchards, wie die Mouchards auf sie jagen. Die Spionage ist eine ihrer Hauptbeschäftigungen. Kein Wunder daher, daß der kleine Sprung vom handwerksmäßigen Verschwörer zum bezahlten Polizeispion, erleichtert durch das Elend und das Gefängnis, durch Drohungen und Versprechungen, sich so häufig macht. Daher das grenzenlose Verdachtsystem in den Verschwörungen, das die Mitglieder vollständig blind macht und sie in ihren besten Leuten Mouchards und in den wirklichen Mouchards ihre zuverlässigsten Leute erkennen läßt. Daß diese aus den Verschwörern angeworbenen Spione sich mit der Polizei meist in dem guten Glauben einlassen, sie düpieren zu können, daß es ihnen eine Zeitlang gelingt, eine doppelte Rolle zu spielen, bis sie den Konsequenzen ihres ersten Schritts mehr und mehr verfallen, und daß die Polizei wirklich oft von ihnen düpiert wird, ist einleuchtend. Ob übrigens ein solcher Konspirateur den Schlingen der Polizei verfällt, hängt von rein zufälligen Umständen ab und von einem mehr quantitativen als qualitativen Unterschied der Charakterfestigkeit.

...

In demselben Maß, wie das Pariser Proletariat selbst als Partei in den Vordergrund trat, verloren diese Konspirateurs an leitendem Einfluß, wurden sie zersprengt, fanden sie eine gefährliche Konkurrenz in proletarischen geheimen Gesellschaften, die nicht die unmittelbare Insurrektion, sondern die Organisation und Entwicklung des Proletariats zum Zweck hatten. Schon die Insurrektion von 1839 hatte einen entschieden proletarischen und kommunistischen Charakter. Nach ihr aber traten die Spaltungen ein, über die die alten Konspirateure so viel klagen; Spaltungen, die aus dem Bedürfnis der Arbeiter hervorgingen, sich über ihre Klasseninteressen zu verständigen, und die sich teils in den alten Verschwörungen selbst, teils in neuen propagandistischen Verbindungen äußerten. Die kommunistische Agitation, die Cabet bald nach 1839 mit Macht begann, die Streitfragen, die sich innerhalb der kommunistischen Partei erhoben, wuchsen den Konspirateuren bald über den Kopf. Chenu wie de la Hodde geben zu, daß die Kommunisten zur Zeit der Februarrevolution bei weitem die stärkste Fraktion des revolutionären Proletariats gewesen seien. Die Konspirateure, um ihren Einfluß auf die Arbeiter und damit ihr Gegengewicht gegen die habits noirs nicht zu verlieren, mußten dieser Bewegung folgen und sozialistische oder kommunistische Ideen adoptieren. …

Karl Marx
(Teils zitiert von Walter Benjamin)

Das Verschmelzen von Assimilitäten

Paris, September 1888

Werthe Genossen!

Der Artikel „Unsere Presse“ in Nr. 49 der „Autonomie“, sowie Eure Antwort darauf sind so zeitgemäß, dass deren nähere Diskussion nur von großem Nutzen sein kann. Dieses veranlasst mich denn auch meine Ansichten – Früchte langen und reiflichen Nachdenkens – den Genossen mitzutheilen.

Es liegt im Wesen der allmählichen Entwickelung auf menschlichem Gebiet (wenigstens war dies bis heute der Fall), dass die Theorie der Praxis unendlich weit voraus ist und, dass sie diese meistens erst mit aller Gewalt und mit zahllosen schweren Opfern aus dem Schlamme der Einförmigkeit herausziehen muss.

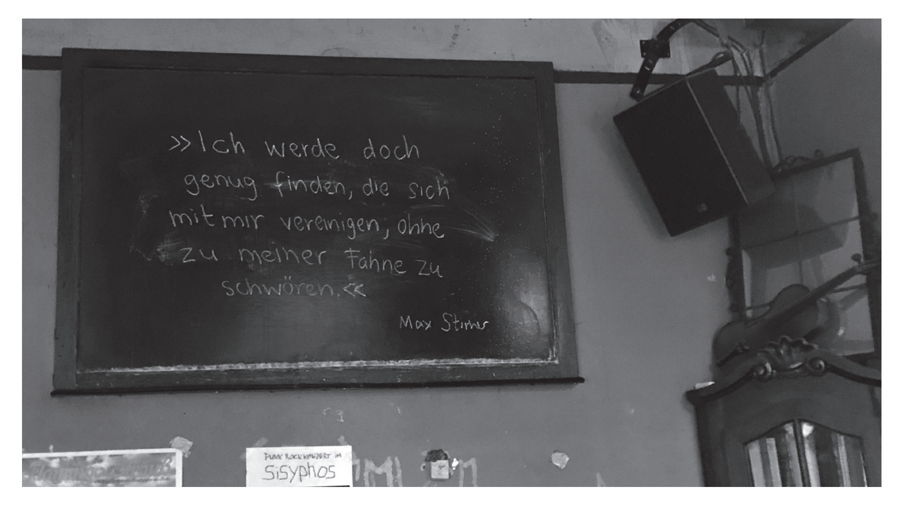
Betrachten wir [uns] nur einmal selbst: Während unsere Theorien dem geistigen Blick bereits ein ganz neues unabsehbares Feld bieten, ist unsere praktische Thätigkeit, mit wenigen Ausnahmen, noch ganz und gar von dem Bourgeoisschlendrian angekränkelt. Unser Gruppenwesen, die Art der Propaganda etc. sind grösstentheils Nachäffungen oder Überbleibsel alter Vereinsmeierei, welche höchstens als Piedestal ehrgeiziger Krakehler oder als Auskunftsbureaux der Polizei dienen.

Für eine grosse Anzahl von Genossen ist überhaupt nicht so sehr die Propaganda oder die Ausbildung die Haupttriebfeder sich einer Gruppe anzuschliessen, als vielmehr das Bierhaus, das Bedürfniss nach einem Gesellschaftskreis um der Eintönigkeit der Lebensweise auf einen Augenblick zu entfliehen, d.h. sich als Anarchisten aufzuspielen.

Selten wird von Solchen durch den Rest der Woche das Gehirn mit Principienfragen angestrengt; wozu auch! In Grundprincipien ist man sich ja einig (?) und das Übrige ist ja reine Nebensache – dazu ist in der Gruppe Zeit genug! Da gibt es schon Redner, die eine Diskussion einleiten. – O, die schrecklichen Diskussionen, welche mit der Zeit zur mechanischen

Anzeige





Abwickelung von Gewohnheitsphrasen ohne tieferes Verständniss werden, die anstatt den Geist zu erfrischen, ihn nur ermatten und allen Absurditäten zugänglich machen.

Alles was Genosse X. gegen die Zeitungen anführt, ist viel richtiger auf die Gruppen anzuwenden, ja es ist von noch eingehend grösserem Nachtheil, da hier der Eindruck auf den Indifferenten, durch die persönliche Gegenwart noch viel peinlicher ist. Nicht so sehr die Zeitungen, als vielmehr die Gruppen im heutigen Sinne, für die Genosse X. so sehr eintritt, sind es, welche geeignet sind, uns geistig und materiell zu paralysiren. So wie dort die Papierhändler, so sind es da die Wirthe, welche den Löwenanteil kriegen und es jedem armen Genossen unmöglich machen mitzuwirken.

Täglich mehrt sich auch die Zahl der Genossen, welche mit den Gruppen, dem Propagandawesen und anderen Dingen unzufrieden sind, deren Gebrechen und das sie durchschleichende Gift der Corruption erkennen und davon angeekelt oder entmuthigt zu Pessimisten oder unerträglichen Stänkern werden. Eines so tadelhaft wie das Andere.

…

Der Platz eines wahren Anarchisten ist nicht so sehr in einer Gruppe von Seinesgleichen, als unter dem Volke. Er darf sich ebenso wenig heute als während der Revolution mit der Rolle eines blossen Mitgliedes begnügen, sondern jeder Einzelne soll einer Anzahl unaufgeklärter Proletarier als Leuchtthurm, als Kompass dienen. Wenn wir so handeln, dann sind wir nicht Anarchisten dem blossen Namen nach, sondern wir sind es wirklich.

O göttliche Einfalt, sich zu 20, 30 oder noch mehr in einem wo möglich abgeschlossenen Lokale versammeln und auf die Indifferenten wie Hanswurst auf die gebratenen Tauben wartend, um ihnen das Schauspiel unserer Kleinkrämereien und unseres prinzipiellen Rothwelsches zu bieten, anstatt einzeln oder zu zweien von Schenke zu Schenke, von Markt zu Markt und von Dorf zu Dorf (als Sonntagsausflüge) zu wandern und am Tischgespräch

die Tagesereignisse und politischen Tageshelden mit echt anarchistischer Logik zu geisseln.

Was ist die Quintessenz anarchistischer Gruppirung anders als das Verschmelzen von Assimilitäten, gerade so wie es in der Natur oder in der Chemie stattfindet! Da aber heutzutage Assimilitäten durch die herrschenden Zustände in ihrer Entwicklung gehindert, ja sehr oft im Keime erstickt werden, so ist es selbstverständlich, dass eine anarchistische Gruppe unmöglich zahlreich sein kann, dass sie überhaupt das Gegentheil von der heutigen Gruppe sein muss.

Hier ein Entwurf zum besseren Verständniss:

B. Y, Z und W sind meine Freunde. d. h. unsere Charaktere harmoniren miteinander, unsere Ansichten vervollkommnen einander. Der gegenseitige Verkehr, je nach Umständen durch private Diskussionen oder brieflich, ist uns dadurch zur Notwendigkeit geworden, wir bilden somit eine natürliche Gruppe, und wenn auch Land und Meer uns trennen. Dem geistigen Bedürfniss gemäss erörtern wir nach und nach alle zeitgemässen Fragen, und die daraus folgenden Resultate trägt jeder mündlich unter das Volk. Jeder meiner Freunde hat somit wieder Freunde, mit denen er eine ähnliche Gruppe bildet.

Ihre Pflicht ist es nun sich unter dem Volke zu zerstreuen, dessen Gesammtcharakter und dessen Lebensweise zu studiren, alle politischen und ökonomischen Ereignisse für unsere Idee auszunützen und zu handeln, so bald diese eine Flugschrift oder ein Meeting notwendig machen. (Und sollen beide von guter Wirkung sein, so müssen sie stets am *rechten Ort* und zur *rechten Zeit* ins Werk gesetzt werden.)

Was bedarf es dazu? Der Mittel! Ich wende mich an meine Freunde und Gesinnungsgenossen. Diese wenden sich an die ihrigen u.s. w.. und bei etwas gutem Willen werden wir mit wenigen Opfern sicher schneller und mehr zusammen kriegen, als dies heute durch alle Lockmittel möglich Ist.– Oder die Organisirung? Zwei tüchtige Genossen sind mehr zu thun im Stande, als alle heutigen Gruppen mit ihren oft grotesken Anträgen, Beschlüssen und anderer Vereinsmeierei.

Verfolgen wir nun im Geiste diesen gewiss sehr rohen Entwurf weiter, so sehen wir eine unendliche Verkettung zahlloser harmloser Gruppen, ein grossartiges, für die Polizei unerfassbares Ganzes, ein kräftiges Ineinanderwirken vollständig autonomer Individuen ohne jede Spur von äusserer Organisation und ohne Grund zu Stänkereien.

Wir werden aufhören eine „Partei" zu sein was meiner Ansicht nach ein grosser Fortschritt ist aber unsere Idee wird sich mit uns unter das Volk zerstreuen und sich erst dann in seinem Thun und Lassen verkörpern. Wir sind endlich nicht nur theoretisch sondern auch wirklich Anarchisten geworden. […]

Mina Kalewi

Editorische Notiz

Der Text „Kneipengerede“ von Klaus Laermann wurde auf einer Lesung zum 12. Geburtstag des Laidak zur guten Hälfte vorgelesen. Typisches Kursbuch: Niveauvoll und dabei doch wieder nur dazu da, die Existenz eines bornierten, linken Kneipenbesuchers durch die eines bornierten, allerdings weniger linken Bürgers zu ersetzen. Er erschien 1974 im „Kursbuch“ Nr. 37.

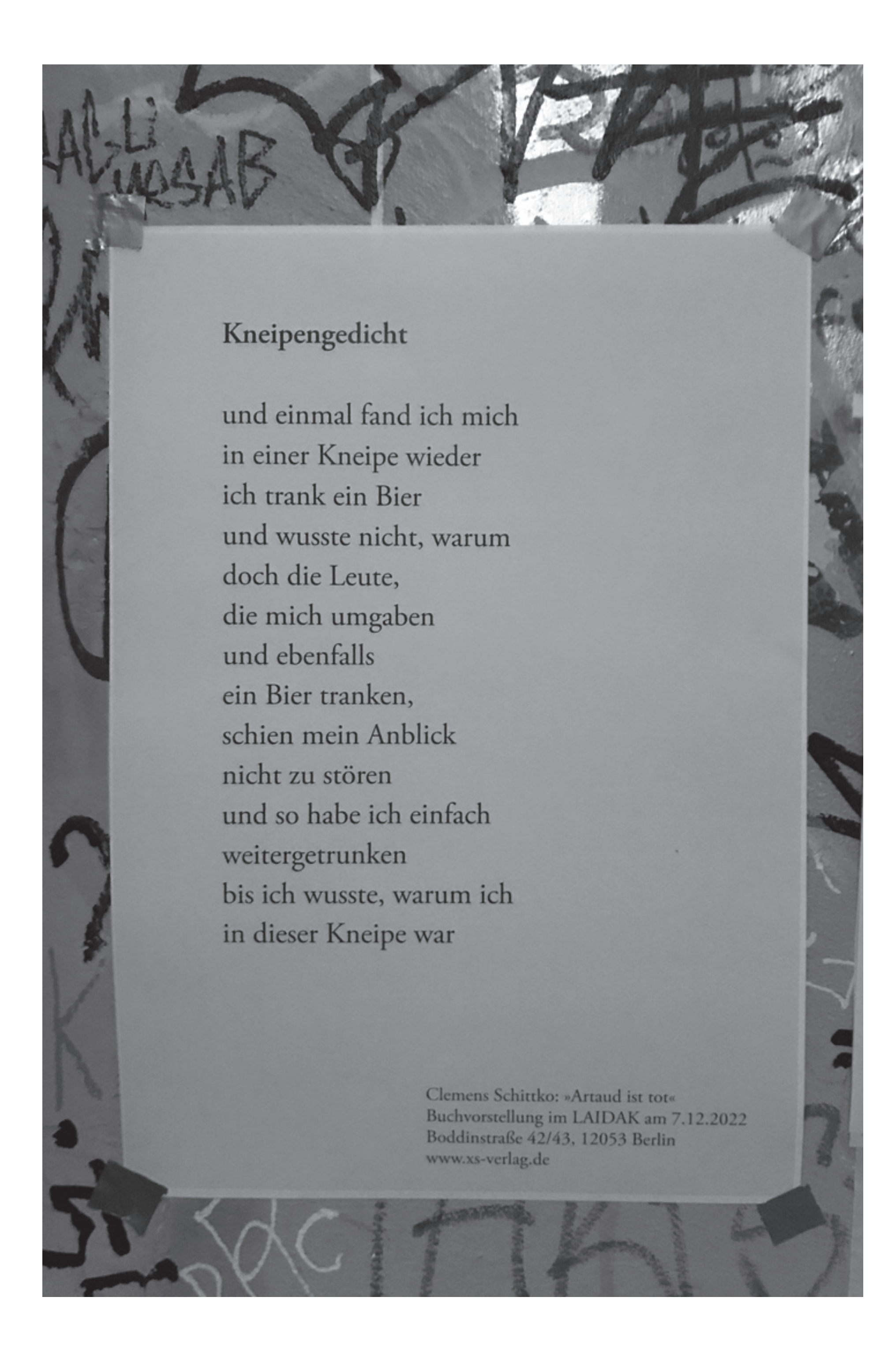
Die auf derselben Lesung unter dem Titel „Konspirationen, compagnonnage“ verlesene, von Karl Marx geschriebene Besprechung von „Chenu: Les conspirateurs“ und „De la Hodde: La naissance de la Republique“ erschien zunächst vollständig in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ vom April 1850, um dann gekürzt in Benjamins „Passagenwerk“ zitiert zu werden. (Außerdem im siebten Band der Marx-Engels-Werke.) Hier ist sie wieder etwas erweitert, wobei die Erweiterungen in eckigen Klammern gesetzt sind. Benjamins Auszug ist nämlich selbst ein Akt des später sogenanten Detournement: Der Zweckentfremdung affirmativer Sachen für revolutionäre Zwecke. In Marxens Orginal kommt stärker sein Spott über die von ihm nur als Vorläufer tieferer proletarischer Konspirationen behandelten, unmittelbar insurrektionalistischen Verschwörungen herraus. Die Rechtschreibung der hinzugefügten Passagen ist bereits einer der modernen Verunstaltungen zum Opfer gefallen. Benjamin zitiert dagegen noch nach korrekter Rechtschreibung.

„Das Verschmelzen von Assimilitäten“ von Mina Knanewi wieder erschien in der Nummer 51 der „Autonomie“ vom Oktober 1888 und dann wieder in dem vom Revelutionsverlag unter der Internationale Standardbuchnummer 666-1312 herausgegebenen Band „‚Ich werde doch genug finden, die sich mit mir vereinigen, ohne zu meiner Fahne zu schwören‘ – Textsammlung zur informellen Organisation – 1845-1948“. Die Rechtschreibung folgt teils der Regel, teils den Herausgebern vom Revolutionsverlag und Teils dem Texterkennungsalgorithmus.

Das „Kneipengedicht“ von Clemens Schittko schließich zierte das Plakat einer Lesung seines Buchs „Artaud ist Tod“, worin es auch erschien.

Titelbild: „Bier und Revolution!“ – Die Anarcho-Kneipe „Zum Groben Michel“ in New York (Harper’s Weekly, 20. August 1892) – Inhaber Justus Schwab. Motto der Kneipe: „Thu’ des Maul nit unnütz auf, Red’ was Geistreich’s oder sauf.“

März 2024


Kneipengedicht
und einmal fand ich mich
in einer Kneipe wieder
ich trank ein Bier
und wusste nicht, warum
doch die Leute,
die mich umgaben
und ebenfalls
ein Bier tranken,
schien mein Anblick
nicht zu stören
und so habe ich einfach
weitergetrunken
bis ich wusste, warum ich
in dieser Kneipe war
Clemens Schittko: »Artaud ist tot«
Buchvorstellung im LAIDAK am 7.12.2022
Boddinstraße 42/43, 12053 Berlin
www.xs-verlag.de